



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Soziologische und sozialpolitische Schriften. Dr. Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern, hat 1897 ein größeres Werk unter dem Titel: „Die soziale Frage im Lichte der Philosophie“ herausgegeben. Als Ergänzung schickt er ihm jetzt ein kleineres Buch nach, eine Sammlung von Zeitschriftenaufsätzen, die „Ansätze zu einer Philosophie des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems enthalten,“ unter dem Titel: An der Wende des Jahrhunderts, Versuch einer Kulturphilosophie (Freiburg i. B. und Leipzig, F. C. W. Mohr, 1899). Die Aufsätze behandeln sehr verschiedene Gegenstände, z. B. die griechische Philosophie bei den Arabern, Nietzsche als philosophischen Klassiker (weder Philosoph noch Klassiker, lautet das Urteil), darwinistische und sozialistische Ethik, aber da sie alle auf Förderung des sozialen Fortschritts als des nächsten Ziels der heutigen Menschheit berechnet sind, durften wir das Buch in unsere Rubrik einreihen. Genauer bestimmt der Verfasser dieses Ziel als die Schaffung einer Aristokratie der Arbeit, die alle früheren Aristokratien verdrängen soll. Als Mittel zu ihrer Schaffung sei die Sozialdemokratie nötig; nur so fortgeschrittne Staatswesen wie die Schweiz könnten sie entbehren. Undenken habe uns das neunzehnte Jahrhundert gelehrt, das beginnende müsse uns umföhlen lernen: die neu zu schaffenden Institutionen sollen uns das neue Föhlen beibringen. Der Fortschritt der Erkenntnis in den letzten Jahren bestehe vorzugsweise darin, daß die beiden in Marx und Nietzsche verkörperten Extreme des krassen Sozialismus und des ebenso krassen Individualismus wissenschaftlich überwunden seien. Zu überwinden bleibe noch die krankhafte Vorherrschaft des Geföhls, das Defiziententum. „Der soziale Optimismus, den wir vertreten, bekämpft grundsätzlich alles, was uns dem Leben abwendig machen könnte, was unsre Unternehmungslust unterbinden, was Vertrauen und Zuversicht in die unüberwindliche Energie unsers Kultursystems lähmen könnte. Deshalb fort mit allem Mystizismus, mit aller Dekadenz und Romantik, fort mit allen mörderischen, asketisch gerichteten Sekten, fort mit allen Mörglern und Krittlern, die durch mattherzige, weichknochige Skepsis oder gar vergiftenden Pessimismus uns und unsre Nachkommen um die Zukunft betrügen möchten! . . . Wie nach Spinoza ein Affekt immer wieder nur durch einen andern gleichwertigen paralytisiert werden kann, so läßt sich der Buddhismus als die Weltanschauung der Unfrische, der degenerierten Instinkte nur durch das hellenisch-jüdisch-christliche Kultursystem heilen, als die Weltanschauung jugendkräftiger Lebensbejahung.“

Unter der Überschrift: „Ein typisches Beispiel von logischer Kontinuität in der Geistesgeschichte“ zeigt Stein, wie verschiedene, einander ganz unähnliche Gestalten die große Frage der Freiheit und Notwendigkeit in verschiedenen Zeiten angenommen hat: „Theodicee, Fatum, Erbsünde, Gnadenwahl, Vorsehung, Allwissenheit, Prädestination, siderische Konstellation, Kismet, Milieu und viele andre sind nur mehr oder weniger unbeholfne, stammelnde Laute für einen und denselben Begriff des Determinismus.“ Diesen Faden spinnt eine seiner Schülerinnen weiter: Eugénie Dutoit in ihrer Inauguraldissertation: Die Theorie des Milieu (Bern, Sturzenegger, 1899). Sie zeigt, wie Taine seine Theorie, wonach die Weltgeschichte ein Rechenexempel und Laster wie Tugend ein chemisches Produkt gleich dem Zucker oder Bitriol sein soll, durch seine eignen Werke widerlegt, und wie die Lehre vom Milieu, natürlich ohne so zu heißen, bei alten und neuen Philosophen, besonders bei Hippokrates, Aristoteles, Bodin und Montesquieu ausfieht. Für die Menschenwelt müsse der Begriff der Kausalität durch den der

Wechselwirkung erjezt werden, da sich die Seele nicht rein passiv verhalte. Freilich wird jeder durch Motive bestimmt, aber er kann durch Erweiterung seines Gesichtskreises die Zahl der Motive vermehren, durch vernünftige Überlegung den höhern Motiven zum Siege über die niedern verhelfen und sich durch die Gewohnheit solcher Entscheidungen Gehirnbahnen schaffen, die das Gute bei ihm zu einer Wirkung der Naturkausalität machen. Für die Mehrzahl freilich, meint die Verfasserin, bleibe das Milieu Fatum.

Ein höchst interessantes Milieu war das der Reformationszeit in Deutschland. Unzufriedenheit mit der Kirche war ein Grundbestandteil der allgemeinen Stimmung, und diese Unzufriedenheit war vor allem sozialer Natur. Eine Hauptursache sozialer Unzufriedenheit ist in allen Zeiten, daß Unproduktive oder wenig Produzierende den Rahm der Milch abschöpfen, die die Arbeitenden liefern. In dieser Zeit aber waren das die Geistlichen und Klosterleute, und damit ist die Stimmung zur Genüge erklärt. Insofern fällt die Reformation unter die Naturkausalität. Das will nun freilich Josef Gény in seinem Buche: *Die Reichstadt Schlettstadt und ihr Anteil an den sozialpolitischen und religiösen Bewegungen der Jahre 1490 bis 1536* (Freiburg i. B., Herder, 1900) nicht zeigen, denn es ist ein Band der „Erläuterungen und Ergänzungen zu Zausen-Pastors Geschichte des deutschen Volks,“ aber er zeigt es wider Willen. Er muß berichten, daß das zwar durch Gelehrte wie Beatus Rhenanus bedeutende aber nur 4000 bis 5000 Einwohner zählende Städtchen sechs Klöster und zwölf Kapläne zu ernähren hatte und noch von einigen auswärtigen Stiften gezinst wurde, und wie böses Blut das machte. Daß der kluge und konservative Rat die Bürgerschaft trotzdem beim alten Glauben festgehalten hat, war unter diesen Umständen eine Leistung, die freilich von katholischen Historikern hoch gepriesen zu werden verdient.

Daß ein Mann, der genug Brot zum Sattessen hat, wenn es seine Mittel erlauben, lieber Braten und Gemüse kauft als noch ein Brot, vermag man wohl auch ohne die Hilfe der höhern Mathematik zu begreifen. Aber wenn man sich tiefer in die Sache einläßt, gerät man allerdings in ein solches Wirrsal von Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Produktion, Bedürfnis, Nachfrage, Konsumgewohnheiten, daß man es den Gelehrten nicht verargen darf, wenn sie, um sich zurechtzufinden, die Differentialrechnung zu Hilfe nehmen. Diesen etwas abstrakten Weg hat diesmal Gustav F. Steffen beschritten, den wir im 49. Heft des Jahrgangs 1896 als geistreichen, liebenswürdigen und sehr konkreten Schilderer englischer Zustände kennen gelernt haben. Er veröffentlicht jetzt Studien zur Geschichte der englischen Lohnarbeiter mit besondrer Berücksichtigung der Veränderungen ihrer Lebenshaltung. (Stuttgart, Hobbins und Büchle, 1900.) In dem uns vorliegenden Bruchstück des ersten Bandes finden wir unter andern interessanten Erörterungen eine, deren Ergebnis ebenfalls auch dem Nichtmathematiker einleuchtet, daß es nämlich nicht bloß für die untern Klassen, sondern für das ganze Land, sein Gewerbe, seinen Wohlstand, seine Kultur einen gewaltigen Unterschied ausmacht, ob die Masse nach irischem Muster nur Kartoffeln, Brauntwein und Lumpen oder nach englischem Weizenbrot, Fleisch, Bier und gute Kleider verbraucht, und daß ein in tiefster Armut zufriednes Volk den toten Punkt niemals überwindet, über den man hinweg muß, wenn man aus der einen Verbrauchsweise in die andre hineingelangen will. Was Steffens bei der Untersuchung der mittelalterlichen Zustände herausbringen wird, läßt sich jetzt noch nicht übersehen. Er stützt sich vorzugsweise auf Rogers, an dem er jedoch Kritik üben will.

Christliche Gewerkvereine, ihre Aufgabe und Tätigkeit (15. bis 25. Tausend. M.-Glabach, Verlag der Westdeutschen Arbeiter-Zeitung, 1900) ist ein geschickt abgefaßtes Handbüchlein, das über die Natur des freien Arbeitsvertrags, über das

Recht der Arbeiter, am wirtschaftlichen Aufschwung teilzunehmen, und über die Aufgaben der christlichen Gewerksvereine belehrt, deren Notwendigkeit gegenüber den sozialdemokratischen beweist, aber als Ziel der Gewerkschaftsbewegung die Zusammenfassung aller Arbeiter in paritätischen Gewerkschaften hinstellt, d. h. in solchen Gewerkschaften, „die sämtliche Arbeiter je eines Industriezweigs, einerlei welcher Partei oder welchem Bekenntnisse sie angehören, umfassen, und zwar umfassen auf dem neutralen Boden des Aus=dem=Spielelassens aller religiösen und politischen Anschauungen, selbstverständlich auf dem gegenwärtigen Boden der bestehenden Gesellschaftsordnung.“ Wenn es nur nicht gerade die Interessen der Berufsstände wären, die die Anschauungen der politischen Parteien bestimmen! Haben die Staatsanwälte und Polizeibeamten Unrecht, wenn sie jede Versammlung, in der Lohnfragen erörtert werden, für eine politische erklären? Schwerlich. Ob es recht sei, solche Versammlungen zu verhindern, aufzulösen, ihnen die Freiheit der Diskussion zu schmälern, das ist wieder eine andre Frage. Von Klassenkampf wollen die christlichen Arbeiter nichts wissen, sie hassen die Unternehmer nicht, sondern lieben sie und fühlen sich mit ihnen solidarisch verbunden, aber ihre Rechte wollen sie den Unternehmern gegenüber wahrnehmen, „maßvoll“ freilich, aber auch „fest.“ Warten wir ab, wie sich die Unternehmerschaft zu diesen christlichen, königstreuen und nicht revolutionären Vereinen stellen wird, wenn sie stark genug sein werden, ihre Forderungen mit der verheißenen Festigkeit geltend zu machen.

Einige Wohnungsreformer haben den weiträumigen Städtebau empfohlen, nicht bloß aus Gesundheitsrücksichten, sondern als ein Mittel, die Wohnungen wohlfeil zu machen; sie meinen nämlich, wenn eine strenge Baupolizei die heutige Ausnützung der Bauplätze unmöglich mache, werde kein Baupesulant mehr den Bauern der benachbarten Dörfer Millionen für ihren Kartoffelacker zahlen. Gegen diese von vornherein nicht sehr wahrscheinliche Ansicht wendet sich Antmann Dr. Abele, Sekretär des Stadtschultheißenamts Stuttgart, in der Broschüre: Weiträumiger Städtebau und Wohnungsfrage. Er berichtet über die früheren Zustände und die älteren Reformbestrebungen, über die Verhandlungen des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, über die dem Gegenstande gewidmete Litteratur, über die Anregung von Gesetzen und kommt mit seiner Kritik zu dem Ergebnis, daß erzwungene Weiträumigkeit das Übel nur ärger mache. Er verweist unter anderm auf Stuttgart, wo „je zwanzig bis dreißig Arbeiter in wenigen Dachstuben zusammengepöckelt liegen müssen. Was nützen diesen Arbeitern und den kleinen Leuten, die, um den Hauszins zu erschwingen, Schlafburschen einnehmen müssen, die breiten Straßen und die Villen auf den Bergabhängen?“ Nicht das hohe und große Haus, die Mietkasernen, sei gesundheitschädlich, sondern die überfüllte Stube. Auch von dem Reichswohnungsgezet, das Schäffle und Lechler vorschlugen, mag Abele nichts wissen, weil die Verhältnisse in den verschiedenen deutschen Staaten und Landschaften zu verschieden seien. Seine Kritik der bisherigen Reformbestrebungen verdient ohne Zweifel Beachtung, aber was er selbst auf den letzten zwei Seiten vorschlägt, das scheinen uns teils gar zu kleine, teils unanwendbare Mittel zu sein: Staat und Gemeinde sollen den Bau kleiner Wohnungen wieder rentabel machen durch Zuschüsse an Bauunternehmer, Zinsgarantien, Übernahme der Straßen- und Kanalisationsanlagekosten, und man soll die Unannehmlichkeiten, die mit dem Vermieten kleiner Wohnungen verbunden sind, beseitigen durch eine Reform des Mietrechts, oder den Besitzer dadurch davon befreien, daß gemeinnützige Vereine die Verwaltung solcher Häuser übernehmen.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig